

Glaubenszuversicht: eine Umfrage

Die in Wien erscheinende Pastoralzeitschrift „Diakonia“ veranstaltete eine Umfrage besonderer Art. Die Ergebnisse umfassen gut 50 Seiten und sind in der Mainnummer 1983 veröffentlicht. Die Initiatoren verzichteten von vornherein auf jede Art von Repräsentativität. Es kommt darin weder die Meinung einer bestimmten Gesamtpopulation noch die einer umschreibbaren Gruppe zum Ausdruck. Aufschlußreich ist die Umfrage dennoch.

Fragen nach dem persönlichen Bekenntnis

Die Redaktion legte ca. 100 Personen – knapp die Hälfte, genau 47 gingen darauf ein – einen *Katalog von 12 Fragen* vor, von denen sich der größte Teil auf zentrale Glaubensinhalte und ein kleiner Teil auf Frömmigkeitsformen und auf Kirchenfragen bezog. Verkürzt wiedergegeben lauteten diese: 1. Welche Rolle spielt der christliche Glaube in Ihrem Leben? 2. Welchen Sinn hat für Sie der Glaube an die Trinität? 3. Welche Bedeutung hat für Sie Jesus Christus als Sohn Gottes? 4. Wie stehen Sie zur Marienlehre und Marienfrömmigkeit? 5. Welche Beziehung stellen Sie zwischen Ihrem Gottesglauben und der Realität des Bösen her? 6. Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod? 7. Wodurch wird das Heil in erster Linie gewirkt: durch Sakramente, freies Handeln, durch Gebet, durch Nächsten- und Feindesliebe? 8. Gehört die Erbsünde zu Ihren Glaubensgehalten? 9. Was halten Sie am christlichen Glauben heute für besonders wichtig? 10. Wie sehen Sie die Unwandelbarkeit bzw. Wandelbarkeit von Glaubensaussagen und Moralnormen? 11. Wie beurteilen Sie die Verantwortung von Christen und Kirche für die Gesellschaft? 12. Wie finden Sie den gegenwärtigen Zustand der römisch-katholischen Kirche und welches sind nach Ihrer Meinung deren wichtigste Aufgaben?

Alle Befragten sind, soweit aus den persönlichen Daten und aus den Antworten erkennbar, Katholiken. Der Kreis der Befragten ist aber auch des-

wegen *auffallend homogen*, weil nicht nach irgendwelchen Sachkriterien ausgewählt wurde, sondern jedes Redaktionsmitglied eine bestimmte Zahl von Personen aus seinem Bekanntenkreis zur Beteiligung an der Umfrage einlud. Ganz überwiegend handelt es sich um Akademiker, viele von ihnen mit einer theologischen Vorbildung, auch Geistliche und der eine oder andere Fachtheologe befinden sich darunter. Alle stehen wohl *in einem grundsätzlich bejahenden Verhältnis zum Glauben*, bei aller unterschiedlichen Beurteilung der Glaubensinhalte, der Kirche und des Christentums insgesamt. Nur *ein* Beteiligter nennt so viele Negationen („Ein dreifaltiger Gott ist weder Teil meines Glaubens noch meines Hoffens“, „Jesus Christus ... ist für mich das nicht erreichbare menschliche Ideal, nicht aber eine Person des dreifaltigen Gottes“, „Ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tode“, der Begriff Heil wird als ein „irdisch erreichbarer Status“ definiert). Aber auch dieser Teilnehmer bekennt seinen Gottesglauben und hält sich nach allem, was er sonst noch anführt, für einen Christen.

Der heilende Gott verdrängt den Angstglauben

Da die Redaktion es den Teilnehmern überlassen hat, auf alle Fragen oder nur auf einzelne zu antworten, ist eine *Gesamtcharakterisierung* der Antworten nicht ganz einfach: die allermeisten sind betont persönlich, haben die Sprachform eines unaufdringlichen Bekenntnisses; nur ganz wenige, darunter ein bekannter österreichischer Politiker, lassen sich auf keine einzelne Glaubensfrage ein und äußern sich nur zur Kirche und zur Weltverantwortung des Christen; ein Psychologe schreibt einen kleinen Traktat über die Erbsünde, ohne Persönliches dabei erkennen zu lassen, und ein Psychotherapeut beantwortet sämtliche Fragen allein aus fachlicher Sicht; aber in dem Fall ist das weniger als Ausweichen denn als völlige Gleichsetzung von Beruf und Existenz zu verstehen.

Inhaltlich lassen sich eine ganze Reihe von markanten Punkten (in Form von Zustimmung, Differenzierung, Formulierung von Vorbehalten, Ablehnung) festmachen.

Dabei sind die *Aussagen zur Kirche* die schwächste Position. Man glaubt *in* der Kirche (Gemeinschaft ist wichtig!), aber in Distanz zu ihrem institutionellen „Rahmen“. Negative Klischees („unheimlich ängstlich“) erweisen sich hier fast schon als Gewohnheit. Auffallend blaß (meist gesellschaftsbezogen) sind die Äußerungen zu Aufgaben, die speziell heute der Kirche zugewiesen werden. Nur ein Beantworter (Politiker von Beruf) warnt die Kirche, sich mit gesellschaftlichen Aufgaben nicht zu übernehmen.

Der wichtigste Punkt und zugleich das aufschlußreichste Ergebnis ist *die Bejahung und die Art der Darstellung des Glaubens* selbst. Geäußert wird durchwegs ein sehr persönlicher Glaube, mit „persönlich“ ist dabei nicht nur Färbung, sondern auch Tiefe und Ernst gemeint. Für die allermeisten ist der Glaube entscheidende Lebensgrundlage („Der christliche Glaube ist prägend für meine Lebenshaltung“, „Die Erfahrung meines Glaubens ist ein konstitutives Stück meiner eigenen allgemeinen Welt- und Lebenserfahrung, ich kann sie aus dieser nicht wegdenken“, „Der christliche Glaube ist die entscheidende Kraft und Motivation meines Lebens“) oder wenigstens Lebenshilfe („Der christliche Glaube ist für mich lebenswichtig. Und das meine ich wörtlich“, „In schwierigen Situationen sind mir aus dem Glauben gefundene Orientierungen eine wesentliche Hilfe“). Dieser, Lebensinn gebende und Leben stützende Glaube ist ein *durchwegs praktischer Glaube*. Er ist Offenbarungsglaube, nährt sich aber vor allem aus der Erfahrung, ist von Mitmenschlichkeit getragen und dem konkret verantworteten Leben verpflichtet. Es ist insgesamt ein positiver Glaube, der aus Hoffnung, aus Zuversicht lebt und im Versagen auf Gottes Barmherzigkeit setzt. Nicht der richtende, sondern der *heilende Gott* steht im Mittelpunkt. Man kann vermuten, daß hier nicht nur „Gottes Menschen-

freundlichkeit“ neu und unverkrampfter wahrgenommen wird, sondern *grundlegende menschliche Spannungen* eingeebnet werden, aber es ist *kein Angstglaube*.

Er ist seiner Innenstruktur bzw. der erkenntnismäßigen und gefühlsmäßigen Schwerkraft nach ein *christozentrischer* (gelegentlich auch nur jesuanischer) *nicht so sehr ein theozentrischer Glaube*. Gott ist der Vater, von dem Jesus kündigt; erst durch die Botschaft Jesu bekommt der gläubige Christ in der Gottesfrage Boden unter die Füße: „Jesus hat uns durch seine Menschwerdung Gott näher gebracht und faßbarer gemacht.“ Der Glaube an den Schöpfergott bleibt dem gegenüber eher blaß. Ein Physiker meint sogar, es sei eines der wichtigsten Verdienste der modernen Naturwissenschaften, in der Beschreibung der Natur ohne einen als Weltenbaumeister gedachten „heidnischen“ Gott auszukommen. Erst so sei der Weg freigeworden zur Rückkehr zu dem von Jesus gepredigten „christlichen Gott, der nicht als jenseitiges Einzelwesen verstanden werden kann, sondern der sich als dreifaltiger Gott immer durch den Nächsten zu erkennen gibt“. Hinter dem christozentrischen Gottesbegriff verbirgt sich zugleich ein *anthropozentrisches Gottesbild* – jedenfalls im Gegensatz zu einem kosmozentrischen.

Probleme mit der Gottessohnschaft

Daß dies durchaus kein verarmtes, verdünntes Gottesverständnis ist, ergibt sich aus dem Gewicht, das einzelnen Glaubenslehren bzw. Glaubensinhalten gegeben wird. Es ist *kein dogmatischer Glaube*, der in den meisten Antworten bekannt wird, schon gar nicht ist er ein Satzglaube („ein Fürwahrhalten“). Aber grundlegende Glaubensaussagen werden gerade dann besonders ernst genommen, wo sie Schwierigkeiten machen. Das zeigt sich schon beim *Trinitätsglauben*. Zwar ist der Abstand zwischen Kirchen- und Individualglauben gelegentlich groß („Vor allem eine philosophische Frage ... für meinen Glauben unwichtig“, „Nur aus Gewohnheit denke ich in Kategorien der Dreifaltigkeit. Bei

näherem Überlegen empfinde ich sie als ein absurdes Produkt historisch erklärbarer Glaubensdispute“, „Den dreifaltigen Gott nehme ich als Feststellung der Kirche ...“). Aber es gibt viele Versuche, das Geheimnis der Dreifaltigkeit erklärend, interpretierend sich anzueignen („Ein Gott der Fülle“, „Wirken Gottes in Bildern, die die Kirche zur trinitarischen Bekenntnisformel verdichtet hat“, „... gleichbedeutend mit traditionellen Aussagen der theologia negativa ...“) oder einfach gläubig-zweifelnd hinzunehmen („wie Menschwerdung Gottes [und] Gottesmutterchaft nicht erfassbare, sondern allenfalls zu erahnende Wahrheit“, „unzugängliches Mysterium, ... wir glauben eben“). Jedoch auch sehr starke Zustimmung („Der Glaube an den dreifaltigen Gott ist für mich von großer Bedeutung; denn erst durch ihn weiß ich vom lebendigen Gott der Liebe“, „Dreifaltigkeit ist für mich das Faszinierendste, was ich über Gott sagen könnte“).

Trotz eines reflektiert bejahten Trinitätsglaubens und eines christozentrischen Gottesglaubens ist *Christus* als *Gottessohn* der eigentlich schwierige Punkt. Der modernen Arianer, die nicht nur klagen, die Kirche habe traditionell das Göttliche in Jesus überbetont, sondern es einfach bei der Ideal- und Maß-setzenden Menschheit Jesu belassen, gibt es offenbar viele. („Der Glaube an Jesus führt mich in die Gemeinschaft des Volkes Gottes“, „Religionsunterricht hat mir Jesus als Gottes Sohn eher entrückt ... ist für mich nicht wichtig“, „Die Bezeichnung Gottes Sohn bedeutet mir Herkunft, Abstammung von Gott, so aber wie es alles Geschaffene, also auch jeder Mensch ist“, „der Sohn Gottes als ... der von Gott Erfüllte und Gesandte“, „Zur Gottessohnschaft möchte ich sagen, daß sie sich m. E. nicht auf das Evangelium stützen läßt“). Aber es wird, wenn auch meist ganz undogmatisch, mit glaubender Vernunft differenziert („vielleicht haben wir alle noch nicht verstanden, wie Jesus sich als Sohn Gottes sah ...“, „Sohn Gottes ist [gegenüber anderen Hoheitstiteln] heilsgeschichtlich bevorzugt, weil dadurch Gottvertrauen und Gottverbundenheit deutlich wer-

den“). Und es gibt auch uneingeschränkte Zustimmung zum kirchlichen Bekenntnis („Mein Glaube bezieht sich auf Jesus Christus, in dem Gott sich als der Mensch geoffenbart hat ...“, „Durch das Bekenntnis, daß in Jesus Christus Gott selbst Mensch geworden ist, bekommt das menschliche Leben ... einen anderen Stellenwert“).

Durchaus unterschiedlich sind auch die Antworten zum *Jenseitsglauben* („Leben und Leben nach dem Tode sind für mich eine untrennbare Einheit“, „Dein Reich komme“ ist für mich ein Schlüssel für den Glauben an ein Leben nach dem Tod“, „Ich hoffe, ich bin eigentlich davon überzeugt ...“). Aber auch: „Glaube ich nicht“, „Merkmal eines primitiven Glaubens“. Ein Physiker indessen weiß es genau: „Transportierbar [ins Jenseits] sind seine [des Menschen] genetische Information und seine kommunikative Lebensart, nicht seine Atome und Reliquien“. Die von vielen Religionsumfragen her bekannte *Spannung zwischen Gottes- und Jenseitsglauben* (Glaube an Gott ja, Leben nach dem Tode nein) ist auch unter Katholiken nicht ganz unbekannt, aber offenbar nicht sehr ausgeprägt. Das „katholische“ Gottesbild scheint den Jenseitsglauben unmittelbar zu postulieren; die es anders sehen, sind die eher seltene Ausnahme.

Weitgehend akzeptiert, wenn auch vor allem als sozialer Lebenszusammenhang gesehen, wird auch die *Erbsünde* („ist Aussage darüber, daß wir in unserer ganzen Existenz in einem Schuldzusammenhang stehen“). Nur ein (empirischer) Psychologe „definiert“ die Lehre des Konzils von Trient mit, nach der die Erbsünde „durch Fortpflanzung, nicht durch Nachahmung“ weitergegeben wird. In einen lebenspraktischen, von Erfahrungen geprägten Glauben fügt sich die Erbsünde als überindividueller, den einzelnen mitprägender Schuldzusammenhang („Grundbefindlichkeit“) relativ problemlos ein. Nur auf die biologische Komponente verwendet kaum noch jemand einen Gedanken. Das gehört für die allermeisten in den stark betonten *Bereich des Wandelbaren* in den Glaubensaussagen.

Praktisch keine Zustimmung gibt es indessen zur *Existenz eines personalen Bösen*. Diese paßt, so scheint es, nicht zu einem neu gewonnenen, „positiv“ besetzten Gottesbild („Heiler“ nicht „Richter“) und wird als Einfluß orientalischer „Dualismen“ einfach eliminiert. Nur der Vorletzte im Alphabet, selbst Theologe, ruft seinen Mitbeantwortern noch nach, man solle sich doch vom *Teufel* „nicht vorzeitig verabschieden“.

Hin und wieder entsteht der Eindruck, manche Antworten machten es sich nicht nur mit gewissen Seiten der Endzeitdinge zu einfach, sondern mit dem Bösen selbst. Sollte hier womöglich ein mittelbürgerlicher, von persönlichen Lebenskrisen wenig geschüttelter Glaube durchschlagen? Oder sollte (siehe die indirekte häufige Übertragung des moralisch Schwierigen auf die Gesellschaft) auch etwas Verdrängung dabei sein?

Erstaunlich viele äußern sich zu *Maria*. Was dabei – übrigens unter erkennbar feministischem Einschlag – zum Vorschein kommt, ist ein durchaus katholisches und biblisches Marienverständnis. Selbst dort, wo man sich über kirchlichen Marienglauben und Marienfrömmigkeit erregt, kommt letztlich noch emotionale Zustimmung zustande („als Mutter von Jesus, die sich voll in den Dienst Gottes stellte, ist sie mir Vorbild“). „Negativ“ herrscht lediglich das Empfinden vor, kirchliche Marienfrömmigkeit habe im Verlauf der Kirchengeschichte des Dogmatischen zuviel getan. Aus „der Mutter“ wird allerdings, vor allem für Frauen, „die Schwester“.

Zuversicht, die ansteckend wirkt

Lebensbejahend, engagiert, aber auch reflektiert und gut artikuliert, wie man es von einem solchen Kreis erwarten kann, ist das von den Befragten vermittelte Glaubensbild. Das weiland Heilige Offizium könnte per außerordentliches Verfahren – wegen erwiesener Häresie – bündelweise Anatheme verschicken. Und dem Lehrstuhldogmatiker müssen angesichts selbst vieler reflektierter Formulierungen die Haare zu Berge stehen. Vielleicht

möchte mancher seiner Zunft, wenn er das alles liest, seinen Beruf an den Nagel hängen, so wenig scheint gerade bei Berufstheologen von seinen „Vermittlungen“ hängengeblieben zu sein. Es tanzen theologisch sicher nicht alle so leichtfüßig im Dreivierteltakt wie ein nicht gerade unbekannter Wiener Pfarrer: „Beten ist gut, helfen ist gut, die Sakramente sind nicht schlecht“. (Übrigens wird vom Beten auffallend wenig, vom Helfen mehr geredet.) Aber ein bißchen von dieser Glaubenshaltung („Glauben ist eine

Art zu leben, und wie mir scheint, nicht die schlechteste“) findet sich in vielen Antworten. Was dogmatisch gelehrt und hermeneutisiert wird, tropft einfach ab, wird nicht angenommen. Aber das ist seine, des Theologen, Sache. Was die Antworten insgesamt an Bekenntnis bringen, ist gerade wegen seiner lebenspraktischen Art geeignet, Glaubenszuversicht nicht nur zu bekunden, sondern damit auch anzustekken. Und der lebenspraktische Pluralismus wirkt mehr belebend als gefährlich. D. S.

Ungarn: Kompromiß im Fall Bulányi?

Bei seinem letzten Routinebesuch in Ungarn überbrachte der Osteuropa-Beauftragte des Vatikans, Erzbischof *Luigi Poggi*, dem Kardinal-Primas *László Léka* einen vom 30. April 1983 datierten Brief von Kardinalstaatssekretär *Casaroli*. Der Brief enthält eine im Auftrag Papst Johannes Pauls II. niedergeschriebene Stellungnahme des Kardinalstaatssekretärs zu Fragen, die von der ungarischen Hierarchie bei verschiedenen Anlässen in Rom vorgelegt worden waren. Es geht dabei um die Tätigkeit gewisser kirchlicher Basisgruppen in Ungarn bzw. deren mit der Hierarchie in Konflikt geratenen Gründer und Führer, den Piaristenpater *Georg Bulányi*. Dieses Schreiben aus Rom stellt einen neuen Höhepunkt in diesem Konflikt dar, der im Frühjahr 1976 erstmals offen zutage getreten war und seither dem damals gerade neu ernannten Primas des Landes viel zu schaffen macht. In- und ausländische Beobachter hoffen nun, daß die von oberster kirchlicher Stelle kommende Weisung eine wirksame Hilfe bei der Lösung des Problems sein werde. Denn das nun schon allzu lange schwelende Problem zehrt nicht nur an den Energien der Kirche, es hat sich bereits zu einem kirchenpolitischen Fall ausgewachsen: staatlicherseits wurde offiziell erklärt, es würden so lange keine weiteren Schritte zur Lösung der noch offenen Fragen zwischen Kirche und Staat erfolgen, als dieses kircheninterne Problem nicht bereinigt sei.

Der Vatikan wünscht eine Lösung

Nach Ansicht der ungarischen Bischöfe hat das Problem – abgesehen von den belasteten persönlichen Beziehungen *zwei Aspekte*: diese Basisgemeinschaften verbreiteten Lehrmeinungen, die mit der offiziellen Lehre der Kirche schwer zu vereinbaren seien und außerdem verweigerten sie ihren Bischöfen den Gehorsam.

Was den ersten Anklagepunkt, d. h. die Frage der *Doktrin*, betrifft, so hat die Ungarische Bischofskonferenz zwecks Überprüfung der Lehren Pater Bulányis schon vor einiger Zeit eine Eingabe bei der Glaubenskongregation gemacht (vgl. HK, Juli 1982, S. 321ff.). Eine reguläre, vollständige *Überprüfung seitens der Glaubenskongregation* stößt indessen schon auf schier unüberwindliche technische Schwierigkeiten: erstens sind die zu überprüfenden Texte nirgends in Druck erschienen, demgemäß haben die beanstandeten Schriften nur privaten Charakter; andererseits müßten die Texte, um eine offizielle Überprüfung durch die Glaubenskongregation zu ermöglichen, in eine in Lehrverfahren bei der Kongregation übliche Sprache übersetzt werden. Im vorliegenden Falle handelt es sich um ein sehr umfangreiches maschinenschriftliches Material, dessen Übersetzung mehr Zeit und Mühe erfordern würde, als sinnvollerweise aufgewendet werden kann.